

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Postgeb.

Redaktion: Langhans Str. 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig. Telefon 18698. Sprechstunden: 6—7 Uhr abends.

Insertionen werden die 6-spaltige Zeile über deren Raum mit 25 Pfg., für Werbefachleute, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 3 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Erkennnt täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expeditions: Langhans Str. 19/21. Telefon 3721. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags gel. Stellen.

Tageskalender.

Die deutsche Polizei in Oberschlesien lieferte einen russischen Flüchtling den zarischen Genetern aus.

Durch eine Grubenexplosion auf der Zeche Starobus Magnus bei Borsbeke wurden elf Bergleute getötet und fünf schwer verletzt.

In Oesterreich-Schlesien ist der 88. Sozialdemokrat in den Reichstag gewählt worden.

Monopolwirtschaft in den Kolonien.

Leipzig, 16. Juli.

Die Beweise, daß die Kolonien nur dazu da sind, einer kleinen Clique schwerkreicher Kapitalisten ungeheure Profite zu erwirken, mehren sich von Tag zu Tag. Einen solchen Beweis möchten wir den Lesern vor Augen führen.

Vor kurzem wurde im englischen Unterhause über die Schiffsverbindung mit Ostafrika debattiert. Der Berichterstatter konstatierte bei dieser Gelegenheit, daß vorläufig die englische Regierung gar nicht nötig habe, eine Schiffsfahrtslinie nach Ostafrika zu subventionieren, denn es bestehe eine deutsche subventionierte Linie, die englische Waren zu sehr billigen Frachttarifen expediere. Ein Parlamentsmitglied meinte nun, die deutsche Linie expediere doch wohl nur deutsche Waren zu billigen Frachttarifen, aber der Berichterstatter wies ihn auf die meisten Waren, die die Linie expediert, sind britische Waren, die Subvention aber zahlen die deutschen Steuerzahler.

Das Ding stimmt: die „Deutsche Ostafrika-Linie“ der Herren Woermann aus Hamburg bezieht vom Deutschen Reiche eine Subvention von 1,5 Mill. Mark dafür, daß sie den Verkehr mit Deutsch-Ostafrika vermittelt. Dabei führt sie aber auch englische Waren und zwar mehr englische, als deutsche. Das letztere wäre nun nicht weiter erstaunlich: die Dampfer würden wohl kaum genügende Fracht haben, wenn sie nur die Häfen der deutschen Kolonie anlaufen und nur deutsche Waren führen wollten. Was aber ein Skandal ist, ein schier unglaublicher Skandal, das ist, daß diese subventionierte Linie unglaublich hohe Frachttarife erhebt und nicht etwa den Handel der Kolonie fördert, sondern ihn lahm legt.

Den zahlenmäßigen Beweis dafür finden wir in einem vor kurzem veröffentlichten Buche: Die Zukunft Deutsch-Ostafrikas, von Bernhard Perrot. Der Verfasser, ein

Praktiker, der lange Zeit Direktor einer Plantagen-Gesellschaft in der Kolonie war, stellt folgendes fest:

Es kostet eine Tonne Güter I. Klasse: von Hamburg bis Yokohama 87.50 Mk., von Hamburg bis Dar es Salam 50.—

Die Reise nach dem japanischen Hafen Yokohama ist, wie ein Blick auf die Karte lehrt, mehr als doppelt so groß, wie die nach Dar-es-Salam in Ostafrika. Berechnet man die Entfernung genau, so ergibt sich, daß die Fracht nach Deutsch-Ostafrika dreimal teurer ist, als die Fracht nach Japan! Dabei gehen nach Japan die Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd, die für diese Fahrten keine Subvention erhalten, während die Woermann-Linie, wie gesagt, 1,5 Millionen Subvention einnimmt. Uebrigens verhält es sich mit den Rückfahrten: eine Tonne Güter fährt der Lloyd für 30 Mk. von Singapur nach Bremen, die Woermann-Linie fordert 100 Mk. von Ostafrika nach Hamburg.

Noch nicht genug damit. Perrot stellt noch viel Schlimmeres fest, indem er schreibt: „Die offiziellen Tarife der deutschen Ostafrika-Linie sind so ziemlich die höchsten der Welt, gelten aber nur für kleine Leute und sonstige nicht zur Clique gehörigen „Wohlfahrer“; denn weder die Regierung und ihre Angestellten, noch die Sausibarfirmer und ihre Schützlinge zahlen die vollen Preise, sondern genießen große Ermäßigungen auf dieselben.“

Also eine direkte Bevorzugung bestimmter Firmen bei den Frachten, die schlimmste Ausnützung eines Verkehrsmonopols, die es überhaupt gibt.

Mit den „Sausibarfirmer“ hat es nun eine besondere Bewandnis. Es sind das Hamburger Handelsfirmen, die schon vor Jahrzehnten von Sausibar (einem Hafen auf der gleichnamigen unter englischer Herrschaft stehenden Insel, gegenüber der Küste von Deutsch-Ostafrika) aus Handel mit Afrika betrieben. Diese Firmen brachten die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die das Küstengebiet vom Sultan von Sausibar „gekauft“ hatte, unter ihre Herrschaft und sorgten dann dafür, daß das Gebiet „unter deutschen Schutz“ kam. Bei dieser Uebernahme richteten sie es so ein, daß der Gesellschaft alle Privilegien blieben, dagegen alle Lasten auf das Reich abgewälzt wurden. Bezeichnenderweise verlegte nun die Gesellschaft ihren Sitz nicht etwa nach dem deutschen Gebiete, sondern blieb in dem englischen Sausibar. Ebenso sitzen dort eine Anzahl anderer Firmen, die über die besten Plantagen in Ostafrika verfügen und auch den gesamten Zwischenhandel beherrschen, wobei sie sich indischer Krämer, Hausierer und

Agenten bedienen. Außerdem bestehen in Sausibar indische Firmen, die mit den paar europäischen Großfirmen aufs engste liiert sind, weil sie bei diesen weitgehenden Kredit genießen.

Ueber das Verhältnis zwischen diesen Sausibarfirmen und Woermann schreibt Perrot folgendes: „Woermann besaß eine große Anzahl von Faktoreien an der Westküste von Afrika und beherrschte durch seine „Woermann-Linie“ bereits den gesamten Verkehr an der Westküste vom Kongo bis Angola. Herr Woermann hatte also ebenso wie die Sausibarfirmen ein Interesse daran, dafür zu sorgen, daß die ostafrikanische Konkurrenz nicht unbequem wurde, wozu eine geeignete Tarifpolitik ja die beste Handhabe bietet. Kurz, die beiderseitigen Interessen fanden sich und führten zur Gründung der deutschen Ostafrika-Linie, eigentlich Woermann-Linie Nr. 2. Durch ihre Beteiligung an der Linie erhielten die Sausibarfirmen natürlich auch Einfluß auf die Tarifpolitik und nutzten das nach Kräften aus. Zwar wurden die Tarife auf dem Auswärtigen Amte festgestellt, aber als Sachverständiger fungierte Herr Strandes, Teilhaber der Firma Hansing u. Co. (eine der Sausibarfirmen). Da nun jeder selbständige und unabhängige Kaufmann oder Anseher eine Minderung des Einflusses der Sausibarfirmen darstellte — denn ein jeder von ihnen hatte doch das Bestreben, seine Verbindungen mit dem Mutterlande möglichst direkt und ohne sausibarische Verteuerung und Bevormundung zu unterhalten —, so suchte man sie wenigstens mit Hilfe der Tarife von vornherein schlechter zu stellen wie die Sausibarfirmen.“

Diese Dinge sind keineswegs neu. Der Verfasser des Buches, Bernhard Perrot, ist tot. Sein Vater, der das Buch jetzt veröffentlicht, erklärt indessen, daß es „als ungedruckte Denkschrift 1898 dem Herrn Unterstaatssekretär Freiherrn von Richthofen und alsdann 1904 in erweiterter Form, als ungedruckte Denkschrift dem Reichskanzler, der Kolonialabteilung, dem kaiserlichen Auswärtigen Amte und dem Gouverneur von Deutsch-Ostafrika eingereicht worden ist.“ — Geschehen ist nichts gegen diese Monopolwirtschaft und es wird auch nichts geschehen. Die Regierung, die mit Seelenruhe dem Warenverkehr der Syndikate zusieht, wird sich hüten, den Monopolwucher in den Kolonien zu stören.

Wir bemerken noch folgendes: Perrot kann als ein Wortführer der Pflanz in Ostafrika betrachtet werden, obwohl er sich von der maßlosen Hege gegen die Eingeborenen, die diese Gesellschaft auszeichnet, freihält. Herr Dernburg, der derzeitige Leiter der gloriosen Kolonial-

Seuilleton.

Hof Gilje.

Eine Familiengeschichte von Jonas He.

Aus dem Norwegischen übersetzt von F. Mangelb.

(Nachdruck verboten.)

Drittes Kapitel.

Nun war es Hochsommer geworden; auf den Bergen lag der stimmende Duft der Hitze, und die fernen Spitzen sahen aus, als ob sie im Rauche schwebten.

Der Hauptmann stand nach beendigtem Mittagsschlafchen unten am Aker und sah zu, wie Stor-Ola mit den Werben das alte Brachland umpflügte, das in diesem Jahre besät werden sollte.

Die Hummeln summten im Garten, und Thinka und Inger-Johanna machten am Steintisch in der Laube, wo sie tief über zerlesene Bücher gebeugt saßen, deren zerfütterte Blätter starke Fingerspuren zeigten, dieselbe ein-tönige Musik. Mit aufgestemtem Ellbogen, die Köpfe dicht nebeneinander, lernten sie den Kathéchismus mit Erklärungen. Sie mußten bis zum Vesperbrot von Seite 34 bis Seite 87 lernen und hatten sich die Finger in die Ohren gesteckt, um sich nicht gegenseitig zu stören.

Wöglich fiel ein Schatten von der andern Seite des Gartenzauns in die Laube, allein sie sahen und hörten nichts, bis sich jemand lustig räusperte. „Ist es erlaubt, die jungen Damen mit einem irdischen Anliegen zu stören?“ Sie blickten beide gleichzeitig in die Höhe. Das lichte Sonnenlicht in der Laube war noch nicht vollständig an den Bindfaden in die Höhe geklettert und verperrte die Aussicht nicht.

Mit den Armen auf den Gitterzaun gelehnt, stand ein junger Mensch da; sein starkes braunes Haar war mit einer fast schirmlosen, flachen Mütze bedeckt, sein Gesicht

von der Sonne verbrannt und geschwollen; ein Paar verschmitzte Augen starrten die jungen Mädchen an.

Weiter hatten sie nichts gesehen. Wie auf Verabredung sprangen sie beim Anblick der Erscheinung auf und rann-ten: die Bücher im Stiche lassend, aus der Laube und die Treppe hinan zu Ma, die in der Küche mit dem Schneiden des Vesperbrotes beschäftigt war.

„Da draußen stände einer — da wäre einer — draußen am Gartenzaun — das wäre aber nicht so einer, wie sie immer hier bettelten.“

„Lauf mal hin, Jörgen, und hör, was er will,“ sprach Ma, die die Sachlage rasch erkannt hatte, „nimm den Weg durch die Weislagstür. Du mußt so tun, als ob du ganz zufällig kämest.“

Die beiden jungen Mädchen sprangen an die Fenster der großen Stube und guckten unter den Vorhängen hin- aus.

Der Fremde kam gerade mit Jörgen, die Haustreppe herauf, wo dieser von ihm fort in die Küche lief.

Die kleine Thea stand mit ihrem Butterbrot an der Tür der Wohnstube. Sie hatte die Klinke in der Hand, hielt die Tür halb offen und starrte den Fremden an.

„Ist dein Vater daheim?“

„Ja, aber du mußt den Weg durch die Küche nehmen, hörst du — und warten, bis wir unser Vesperbrot gegessen haben; vorher geht Vater nicht ins Dienstzimmer.“ Sie glaubte, es wäre ein Militärpflichtiger, der sich in die Stammbrolle eintragen lassen wollte.

„Aber ich will gar nicht ins Dienstzimmer, siehst du...“

Jetzt trat Ma, die in der Gast eine Haube, aber etwas schief aufgesetzt hatte, selbst aus der Küche.

„Ein junger Mensch, der, wie ich sehe, heute einen weiten Weg gemacht hat... Bitte, treten Sie ein.“

Das Rädeln war wohlwollend, aber ihr Auge blickte scharf, wie das eines musternenden Offiziers. Da waren Löcher und augenscheinlich erst vor kurzem mit grobem Zwirn gestopfte Stellen, auch Risse in Menge, und es war nicht leicht, sich eines gewissen Mißtrauens zu erwehren,

um so mehr, als der junge Mensch beim Eintreten gleich die Bemerkung machte: „Ich komme wie ein Landstreicher aus den Bergen und muß sehr um Verzeihung bitten.“

Ma prüfender Blick war inzwischen durch die Schale gedrungen. Der weiße Rand oben unter der Mütze, wo die Haut nicht von der Sonne verbrannt war, und sein ganzes Gebaren bestimmten sie, ihn sehr genau anzusehen.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen? Mein Mann wird gleich kommen,“ sprach sie und ging wie zufällig an ihm vorbei an den Nähtisch, um diesen zu schließen. „Ich werde mir einstweilen erlauben, Ihnen einen Schluck Milch anzubieten.“

Sie ging hinaus, und gleich darauf trat eine Wand mit einer großen Schale ein, die sie ihm vorsezte, worauf sie wieder verschwand.

Er trank, maß mit den Augen aus, wieviel er getrunken hatte, trank wieder und maß noch einmal.

„Die Milch ist köstlich... gleicht der Hausfrau durch- aus nicht... denn die sah ziemlich blauesäuer aus und“ — er stieß einen tiefen Seufzer aus — „fürchtbar ehr- würdig.“

Er trank noch einmal. „Ja, nun mühte man wohl eigentlich aufhören, aber stinimal und alldieweil...“

Er trank noch einmal und setzte die nun leere Schale auf den Teller.

„Das beste wäre wohl, wenn ich ihn gleich damit über- stelle!... Reisegeld ganz alle geworden... Wollen Sie mir auf mein ehrliches Gesicht vier... nein, das klingt schlecht... besser gleich fünf Taler leihen, daß ich nach Christiania zurückkommen kann?“

Die kleinen Augen blinzelten rasch ein paar mal, und wäre der Hauptmann jetzt eingetreten...

Er starrte wie geistesabwesend vor sich hin, wieder- holte innerlich die Rede, die er halten wollte, und änderte sie fortwährend, bis er wieder vor dem fiktigen Punkte stand; dem Betrag er überlegte, ob es wohl genigte, wenn er um vier bäte, oder um drei